

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 183

Posen, den 11. August 1929

3. Jahrg

ROMAN
VON
WOLFGANG MARKEN

UM
EVA
WILDES
ERBE

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU SA

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie senkte die Augen vor seinen werbenden Blicken und ließ zu, daß er ihre Hände faßte.

„Wollen Sie, Helen?“

„Lassen Sie mir einen Tag Zeit, Herr Wilde.“

„Einen Tag, Helen? Aber nur einen Tag! Morgen sollen Sie mir Antwort geben.“

„Ich danke Ihnen, Herr Wilde.“

Der Chefarzt Doktor Alving blickte vom Fenster seines Privatkabinetts und Arbeitszimmers hinunter auf das Leben und Treiben in den Straßen San Franziskos.

Er sah auf den Kalender. Es war der 16. April. Doktor Alving fühlte sich mit einem Male so müde, und in ihm erwachte ein starkes Verlangen, einmal auszuspannen; nicht immer die Krankenluft um sich zu haben, sondern einmal glücklich zu sein in freier Luft und lichter Sonne.

Die Tür knarrte.

„Was ist, Schwester?“ fragte er, ohne sich umzudrehen.

„Schwester Helen möchte Sie sprechen, Herr Doktor.“

Ueberrascht fuhr er herum.

„Schwester Helen? Ich lasse bitten.“

Als er dann der schönen, blonden Schwester gegenüber saß, sagte er wärmer, als sonst seine Art war.

„Doktor Fjeldenhoyrn hat mir begeistert mitgeteilt, daß Sie seinen Patienten gesund gepflegt haben. Ich beglückwünsche Sie dazu, Schwester. Jetzt kommen Sie doch wieder zu uns?“

Helens Herz ging stürmisch. Ein feines Rot färbte ihre Wangen, so daß sie ein Bild reiner Schönheit bot.

„Ich weiß es noch nicht, Herr Doktor,“ sagte sie unsicher und richtete ihre Blicke auf des Arztes Antlitz.

„Ich bitte Sie, weiterzusprechen, Schwester. Sie haben noch etwas auf dem Herzen.“

„Ja, Herr Doktor.“ Tief atmete sie auf. „Um Ihren Rat wollte ich Sie bitten.“

„Sprechen Sie, Schwester.“

Helen kämpfte eine Weile mit sich, bis sie es über ihre Lippen brachte:

„Herr Wilde hat mich gebeten, seine Frau zu werden.“

Mit gesenkten Augen sprach sie es und sah nicht, wie Doktor Alving zusammenschrak.

„Da soll ich Ihnen raten?“ Spröde und hart klang seine Stimme, so daß Helen zusammenfuhr.

„Ja,“ bat sie bellommen, „ich — ich weiß nicht, was ich tun soll.“

Doktor Alving stand auf und ging einige Male erregt hin und her. Schließlich trat er zu Helen.

„Sehen Sie mich einmal an, Schwester!“

Gehorsam hob sie die Augen und er sah wieder, wie schön seine beste Gehilfin war.

„Schwester Helen,“ sagte er warm zu ihr. „Sie sind meine beste Pflegerin. Das will ich Ihnen heute noch einmal sagen. Ich lasse Sie ungern scheiden, aber ich will Ihrem Glücke nicht im Wege stehen.“

„Herr Doktor,“ bat Helen, „bitte raten Sie mir. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich habe keinen Menschen, den ich fragen könnte.“

„Schwester, ich glaube, daß Sie die Möglichkeit, eine so glänzende Partie zu machen, verwirrt. Ich rate Ihnen,

denken Sie einmal nicht an das Drum und Dran, sondern nur an das eine: Lieben Sie Harry Wilde?“

Helen schwieg mit gesenktem Haupte.

„Er ist herzlich gut. Wie ein Bruder ist er mir ans Herz gewachsen. Ich weiß nicht — ob das genug ist.“

„Manchmal, Schwester, manchmal auch nicht. Das kommt ganz darauf an, wie sich das Leben gestaltet.“

Er machte eine Pause, schien vor sich hinzubrüten.

„Schwester, ich will Ihnen einmal eine Geschichte erzählen. Offen: meine eigene Geschichte! Ich war einmal verheiratet. Aus Liebe. Ich habe es wenigstens damals geglaubt. Dann habe ich erfahren müssen, daß es Liebe nicht gibt — oder daß es ein jämmerliches Ding ist.“

Helen zuckte unter seinen Worten zusammen, und er bemerkte es.

„Mein Leben, Schwester Helen, will ich nicht weiter vor Ihren Augen aufrollen. Es war hart und qualvoll; denn ich habe meine Frau bis zum Wahnsinn geliebt, und jetzt ist alles tot in mir. Es wäre mir vielleicht nicht so herb ergangen, wenn mich nur herzliche Neigung mit meiner Frau zusammengeführt hätte. Das werden manchmal nicht die schlechtesten Ehen. Vielleicht! Mein Schicksal ist ja nur ein Einzelschicksal; jedes gestaltet sich anders. Fassen Sie — Ihr Glück beim Schopf.“

Helen atmete schwer. Des Chefarzts Worte trafen ihre junge Seele hart.

„Oder — haben Sie Ihr Herz schon vergeben?“

Langes, banges Schweigen. Weich klang des Arztes Stimme, als er weitersprach. „Schwester, haben Sie einen andern lieb?“

Da schluchzte das blonde Mädchen auf. Ihr Weinen war dem Doktor ein „Ja!“, das ihm wehtat.

„Dann lassen Sie doch den ganzen Blunder von Reichtum, der Ihnen geboten wird. Sagen Sie Harry Wilde, wie es um Ihr Herz bestellt ist.“

„Es geht nicht, Herr Doktor.“

„Warum nicht, Schwester?“

„Weil — weil! Ach, Herr Doktor — ich habe einen Menschen lieb, von Herzen lieb, aber er — liebt mich nicht.“

Doktor Alving war tief erregt.

War es möglich, daß dieses Mädchen von einem Manne verschmäht wurde?

„Vielleicht wird er Sie noch lieben lernen.“ Seine Stimme zitterte, als er es aussprach.

Helen schüttelte den Kopf.

„Ich will Ihnen helfen, Schwester. Lassen Sie mich Freierwerber für Sie sein. Lachen Sie mich nicht aus! Sagen Sie mir, wem gehört Ihr Herz?“

Da stand Schwester Helen langsam auf. Ein langer, seltsamer Blick traf ihren Vorgesetzten.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor Alving. Sie sind sehr gut, aber Sie können mir nicht helfen.“

„Vielleicht doch, Schwester Helen!“

„Nein, Sie nicht, Sie nicht, Herr Doktor! Leben Sie wohl!“

Lange noch, nachdem Helen gegangen war, saß Doktor Alving an seinem Schreibtisch und starrte vor sich hin.

Noch härter als sonst waren seine Züge, und als die diensthabende Schwester einen Patienten meldete, erschrak sie heftig vor seinem Aussehen.

„Sind Sie krank, Herr Doktor?“

Er schüttelte den Kopf. „Nein, Schwester. Nur müde. Zum Sterben müde.“

Am nächsten Tage gab Helen dem Millionär Harry Wilde ihr Jawort. Er war glücklich wie ein beschenktes Kind und drang auf sofortige Eheschließung. Sie wollte abwehren, aber er bat so lange, daß sie zusagte.

„Ich habe Sorge, daß ich das wieder verlieren könnte. Ich will dich, mein Glück, darum gleich an mich binden. Grolle mir nicht, Helen, sage ja!“

Dabei brach aus seinen schwermüthigen Augen ein Strahl reinster Liebe, die Helen entwürfelte.

„Ich will, Liebster!“

Als der Wagen Harry Wildes sie nach ihrer einsachen, bescheidenen Häuslichkeit brachte — sie wohnte dicht neben dem Witte-hospital bei der Witwe eines einstigen Arztes, Frau House — kam ihr diese, mit der sie auf freudlichem Fuße stand, entgegen.

Staunen, Fragen lag auf ihren mütterlichen Zügen.

„Sie werden erwartet, Schwester, Helen.“

„Ich? Von wem denn, Mistreß House?“

„Das weiß ich nicht, Schwester. Ein großer, starker Mann. Er nannte sich Ballin. Ich habe ihn gebeten, einstweilen in Ihrem Zimmer Platz zu nehmen. Ich bin ängstlich, ob ich's richtig gemacht habe.“

„Ist schon gut so, Mistreß House. Ich weiß nicht, was er will, und werde gleich mit ihm sprechen.“

Als sie ihr Zimmer betrat, erhob sich der Anwesende und verbeugte sich.

„Sie wünschen mich zu sprechen. Ich bin Helen Scholler. Was führt Sie zu mir?“

Auf ihren Wink, nahm der hünenhafte Besucher wieder Platz, und Helen musterte ihn mit schnellem Blick. Es war ein strenges Gesicht, fast brutal, mit bösen Augen, die er stets halb geschlossen hielt.

„Ich habe einen Auftrag auszurichten, Miß Scholler.“

„Bitte, um was handelt es sich?“

Mister Ballin hielt einen Augenblick inne, ehe er scharf und marantant sagte:

„Mein Auftraggeber läßt Sie ersuchen, dem Millionär Harry Wilde nicht die Hand zum Lebensbunde zu reichen. Sie sollen ihn nicht heiraten. Mein Auftraggeber ist bereit, Ihnen eine Entschädigung von fünfzigtausend Dollar zu zahlen, wenn Sie dem Ersuchen nachkommen.“

Helen war zu verstört und empört, um sogleich eine Antwort zu finden. Schwer atmete sie, und ein unbestimmtes Angstgefühl schnürte ihr die Kehle zu. Aber sie riß sich zusammen.

„Wer ist Ihr Auftraggeber, Mister Ballin?“

„Das kommt nicht in Frage.“

„So! Dann richten Sie Ihrem Auftraggeber aus, daß ich sein Angebot für eine unglauubliche Frechheit ansehe. Bitte, verlassen Sie mich sofort!“

Doch Mister Ballin rührte sich nicht.

„Miß Helen, ich bedaure, daß ich Ihnen den Auftrag ausrichten mußte. Ich möchte aber nicht unterlassen, zu bemerken, daß es nicht ungefährlich ist, Mister Wilde zu heiraten.“

„Bitte verlassen Sie mich!“

Der Fremde, der sich Ballin nannte, stand langsam auf. Seine Augen öffneten sich weit. — Heimtücke und Grausamkeit lagen in ihnen — und er sagte mit besonderer Betonung:

„Sie haben sich und Harry Wilde einen schlechten Dienst erwiesen.“

„Das wird sich finden. Verlassen Sie mich!“

Gruflos ging der Fremde.

Noch lange war Helen in stärkster Erregung. Eine geheime Angst stieg in ihr empor. Sie dachte daran, daß ihr Harry von dem unbekanntem Feind erzählt hatte, der ihm nach dem Leben trachtete. Sorge um Harry erfüllte sie, und die Angst stand noch auf ihren Zügen, als ihre Wirtin eintrat.

„Was ist Ihnen, Helen? Sind Sie krank?“ fragte sie herzlich und besorgt.

Helen schüttelte erregt den Kopf.

„Krank nicht. Der Besuch hat mich sehr aufgeregt.“

„Was verlangte er denn von Ihnen, Kindchen?“

„Er verlangte, ich sollte Harry Wilde nicht heiraten.“

„Harry Wilde nicht heiraten? — Ich verstehe das nicht, Helen!“

Diese nickte. „Das glaube ich gern, Mistreß House. Mir selbst ist von den Ereignissen der letzten Tage noch ganz wirt im Kopf.“

Dann erzählte sie alles.

Mistreß House schlug die Hände vor Staunen zusammen.

„Ist es möglich? Der Millionär heiratet Sie! Das ist ein ganz großes Glück. Oder — Leid.“

„Wohl beides, Mistreß House. Sie kennen mich nun schon einige Jahre. Glauben Sie mir, alles Geld und Gut der Welt kann mich nicht locken. Wenn mich nicht — Mitleid und herzliche Zuneigung zu Harry Wilde führten, dann würde ich niemals ja gesagt haben.“

„Helen, ich kenne Ihren Verlobten nicht. Ich hörte nur einmal jemand sagen: Harry Wilde ist ein herzensauter

Mensch. Gewiß werden Sie mit ihm glücklich werden. Güte ist immer die beste Grundlage der Ehe. Ich Sorge mich nur, daß Kräfte am Werke sind, die Ihre Verbindung mit Mister Wilde verhindern wollen.“

„Das macht auch mich besorgt.“

„Wollen Sie sich an die Polizeidirektion wenden?“

„Nein! Erst will ich mit Harry sprechen.“

„Es ist vielleicht gut, wenn Sie Mister Wilde eine Mitteilung über das Geschehene zukommen lassen.“

„Sie haben recht, Mistreß House.“

Sie schrieb sofort einen Brief an ihren Verlobten, den Mistreß House in Empfang nahm.

„Ich werde ihn besorgen lassen. Ich habe dafür einen besonders geeigneten Boten.“

Eine Stunde später klingelte ein junger Bäckerbursche am Palais Mister Wildes. Es war der Beauftragte von Mistreß House. —

„Eine eilige Mitteilung für Mister Wilde.“

„Wißt du auf Antwort warten?“ fragte der Bediente.

„Jawohl!“

Der Diener nahm das Schreiben und begab sich unverzüglich zu seinem Herrn.

Vor der Thür zu Harrys Gemächern blieb er stehen und hielt das Schreiben gegen das Licht. Aber der Briefumschlag war ziemlich stark.

„Was machen Sie da, Morris?“ hörte er plötzlich die Stimme des Hausmeisters hinter sich. Erschrocken fuhr er herum und ließ den Brief fallen.

„Ein — Brief — für den gnädigen Herrn.“

Dabei bückte er sich und wollte ihn zu sich stecken.

„Geben Sie her! Ich muß sowieso zu Herrn Wilde.“

Jögernd kam der Bediente dem Verlangen nach.

„Nun, was bringen Sie mir, lieber Winkfield?“ fragte Harry den Eintretenden.

„Ein Schreiben! Der Bote wartet auf Antwort.“

Harry erbrach den Brief und las ihn. Dann bat er den Hausmeister sehr ernst, Platz zu nehmen.

„Mister Winkfield, seit achtzehn Jahren sind Sie in der Familie Wilde. Mein Vater schätzte Sie, und ich tue es ebenso. Ich brauche vielleicht Ihren Beistand. Ich habe einen unverdöhnlichen Feind, der mir nach dem Leben trachtet.“

Der Hausmeister hörte bestürzt die Worte.

„Viermal sind Anschläge auf mich verübt worden. Die letzte Kugel traf mich knapp über dem Herzen. Sie sollen es wissen: nicht ich habe die Waffe gegen mich gerichtet. Aber ich war mutlos geworden; ich wollte sterben, und wenn Helen nicht gekommen wäre, dann hätte man mich längst begraben.“

Mister Winkfield, ich fühle, daß ich jetzt in Helen mein Glück gefunden habe, und wenn ich vermag, dann will ich es festhalten.“

Er war erregt geworden, und als er fortfuhr, glühten seine vorher bleichen Wangen.

„Helen schreibt mir eben, daß sie von einem Fremden, der sich Ballin nannte, gewarnt wurde, mich zu heiraten und daß ihr durch den Fremden fünfzigtausend Dollar angeboten wurden, wenn sie verzichte.“

„Das ist unglauublich, Mister Wilde.“

„Ja, das ist es!“ rief Harry schmerzlich bewegt. „Ich bin in meinem Leben keinem Menschen zu nahe getreten. Wer kann der Feind sein, der mir ein friedliches Leben mißgönnt? Sagen Sie, wer, Mister Winkfield!“

Der Hausmeister schüttelte den Kopf. „Es ist zum Wahnsinnigwerden. Sie können keinen Feind haben.“

„Wenn es eine Gerechtigkeit gibt, dann kann mir keiner großen. Und doch! Was soll ich tun? Ich habe keine Sekunde Ruhe mehr in meinem Hause.“

„Beantragen Sie polizeilichen Schutz.“

„Was nützt das, Winkfield? Die letzte Kugel traf mich aus dem Hinterhalt. Kein Polizist hätte es verhindern können.“

„Gehen Sie zu dem Detektiv Carrington. Ich weiß, er ist ausgezeichnet. Er hilft Ihnen.“

„Wie soll er mir helfen? Ich kann ihm keinen, auch nicht den leisesten Anhaltspunkt geben.“

„Versuchen Sie es trotzdem, Mister Wilde. Ich bitte Sie darum.“

Herzensangst sprach aus ihm. Harry schüttelte ihm die Hand. Er war bewegt.

„Sie sind treu und gut, Winkfield. Eine Seltenheit in den Staaten. Ich will Ihrem Wunsche folgen. Schicken Sie Morris zu Carrington und ersuchen Sie ihn, daß er gleich zu mir kommt.“

(Fortsetzung folgt).

Zigeunerjubiläum.

Es sind vierhundert Jahre, seit die ersten Zigeunerbanden in Westeuropa einzogen. Es war zu der Zeit, als das große Konzil zu Konstanz stattfand, als man plötzlich auf halbwillde Horden aufmerksam wurde, die mit Wagen, Hunden und Pferden dahinzogen und von den Bauern mit entsetztem Geschrei begrüßt wurden. Oft gehörten vier- bis fünfhundert Menschen einer Horde an, ja, es kam vor, daß sich tausend zusammengeschlossen hatten. An ihrer Spitze standen einige „Grasen“, die zu Pferde saßen, und ein „Herzog“, der in einem Hundewagen gefahren wurde. Man nannte sie in Deutschland Tatern, weil man annahm, es seien Tataren. Die Franzosen bezeichneten sie als Bouames, da sie der Meinung waren, diese Scharen müßten aus Böhmen kommen. Sie selber nannten sich Secaner, eine Bezeichnung, aus der später das Wort Zigeuner wurde.

Der „Herzog“ hielt Gericht über seine Untertanen. Die Zigeuner trieben Handel; sie verkauften Salben, Zinneller, Fischangeln, Weihwasserkrüge, Amulette und Garn. Sie kamen zu den Bauern, um ihnen Rinder und Pferde zu verkaufen, die sie selber gestohlen hatten; die Frauen sagten den Bauernmädchen aus der Hand wahr, die nackten Kinder bettelten. In der Nacht zündeten die Zigeuner ein Lagerfeuer an und tanzten. Hatten sie auf diese Weise die Bauern von ihrem Hof weggelockt, da sie aus Neugier herbeieilten, um das fremdartige Schauspiel zu sehen, so brachen die Zigeuner ingewischen in die Ställe ein und stahlen Vieh, schleppten es mit und verkauften es weiter. Wenn Zigeuner in ihrer Gegend waren, schliefen die Bauern nicht. Zogen sie fort, so schickte man Boten vor ihnen her, die die Nachbardsörner warnen sollten. Die Boten riefen: „Bouamen, Tatern, Secaner! Pakt auf Ställe und Haus, auf Vieh und Kinder, die Ausfägigen aus Aegypten kommen.“

Die ersten Zigeuner, die in Deutschland einbrachen, hatten ein angebliches Geleitschreiben des Kaisers Sigismund bei sich, in dem geschrieben stand, daß sie ein wanderndes Volk aus Aegypten seien. Ursprünglich seien sie Christen gewesen, seien aber wieder abgefallen, und ihre Bischöfe hätten ihnen die Strafe auferlegt, sieben Jahre lang wandernd umherzuziehen und von Almosen zu leben. Man schenkte ihnen mittelwidrig allerlei Gaben, merkte aber bald, daß man es mit Diebesgesindel zu tun hatte. Da hängte man etliche, die übrigen aber zogen nach Süddeutschland, wo sie sich in zwei Gruppen teilten, von denen sich die eine nach Italien begab, während die andere das Elsaß und Frankreich aufsuchte. Als die Banden in Italien wieder bei Diebstählen ertappt wurden, erzählten sie, daß sie aus Ungarn kämen, wo der König viele von ihnen hätte hinrichten lassen, weil sie sich nicht zum Christentum hätten bekehren wollen, den Rest aber hätte man damit be-

strakt, daß sie sieben Jahre lang bettelnd umherziehen müßten. Sie dürften auch ungestraft fehlen, wenn die Not sie dazu triebe. Man glaubte aber in Italien nicht an die Echtheit des kaiserlichen Geleitsbrieses und ließ die Schuldigen hängen.

Nachdem sie einmal in Deutschland aufgetaucht waren, kamen immer neue Scharen aus Ungarn und traten bald hier, bald dort auf. Ueberall erzählten sie die gleichen Geschichten. Unter anderem wollten sie aus Aegypten vertrieben worden sein, weil ihre Vorfahren Maria und dem Jesuskind auf ihrer Flucht kein Obdach gewährt hatten.

Uebrigens hegten die Bauern nicht nur wegen ihres Viehs und ihrer Kinder Furcht, sobald die Zigeunerscharen sich näherten, sondern sie hatten besondere Angst vor ihnen, weil sie alle möglichen Krankheiten mitzuschleppten. Cholera, Pest und Ausfäg wurden durch die Zigeuner eingeschleppt und verbreitet. Deshalb wurden an den Brunnen bewaffnete Wächter aufgestellt, die die Zigeuner fernhalten mußten; auch sorgte man auf den Lagerplätzen der Zigeuner nach ihrem Fortzug das Gras ab und räuherte die ganze Gegend aus. Da aber alle diese Vorichtsmaßnahmen bisweilen erfolglos waren, kam es im 15. und 16. Jahrhundert zu einem allgemeinen Krieg gegen die Zigeuner. Ein „Zigeunerherzog“, Martin de la Barre, versuchte mit seiner Bande die französische Stadt Cheppe zu stürmen, weil man ihm den Tribut verweigerte, und noch im Jahre 1776 kam die englische Stadt Northampton in Gefahr, von den Zigeunern abgebrandt zu werden. Im Jahre 1639 wurde in Frankreich eine Verordnung erlassen, daß die Zigeuner mit Feuer und Schwert aus dem Lande zu treiben seien. Diese Verordnung wurde gründlich befolgt, so daß Frankreich schließlich gänzlich von ihnen geäubert war. In Deutschland versuchte man wohl eine ähnliche Maßnahme durchzuführen, aber die Zigeuner kamen immer wieder, und von hier breiteten sie sich auch nach den skandinavischen Ländern und nach England aus. In England hatten die Zigeuner sogenannte Könige, die hochgeehrt wurden.

Heutzutage ist man der Meinung, daß die Zigeuner aus Indien stammen, worauf auch ihre Sprache hinweist. Man nimmt an, daß dieses Nomadenvolk mit den Nachfolgern des mongolischen Eroberers Dschingis Khan nach Europa gekommen ist, wahrscheinlich im 13. Jahrhundert, das sich dann in den Gebirgen des Balkans aufgehalten hat und schließlich nach Ungarn eingewandert ist. Von hier ist es dann weiter nach Norden gegangen.

Heute wie vor vierhundert Jahre sind die Zigeuner von einem gewissen Geheimnis umgeben: man weiß nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen — rastlos ziehen sie weiter, nirgends daheim und nirgends wohlgelitten. Zigeuner auf Gottes weiter Erde.

Frauenrechtlerinnen, wie sie einst waren

Die diesjährige Tagung des „Weltbundes für Frauenstimmrecht“ dürfte das Interesse unserer geschätzten Leserinnen nicht in geringem Maße dafür interessieren, wie einst in dem Mutterlande der Frauenbewegung, England, die Suffragetten für ihre Rechte „Propaganda“ machten.

Das Geburtsland der modernen Frauenbewegung ist England. Heute, wo die Frauenbewegung eigentlich fast am Ziele angelangt ist, wo die Gleichberechtigung der Frau gegenüber dem Manne „Wirklichkeit“ geworden ist, ist es sehr interessant, einen Blick in die Kinderstube der modernen Frauenbewegung zu tun und sich in die Zeiten zurückzuersehen, da die „Mutter des Subitopfes“, Miss Emmeline Pankhurst, und ihre Töchter in England als Suffragettenführerinnen, d. h. als moderne Frauenrechtlerinnen, von sich reden machten. Es mutet heute äußerst komisch an, wenn man liest, wie rebellisch und auffässig sich die englischen Suffragetten gegen den Staat vor dem Kriege benahmen, um ihren frauenrechtlerischen Ideen in der englischen Öffentlichkeit Gehör zu verschaffen.

Da ist z. B. die Geschichte mit dem damaligen englischen Wahlreformminister Asquith aus dem Jahre 1910. Als der Minister aus dem englischen Unterhause sich in seine Wohnung begeben wollte, geriet er mitten in einen Schwarm „wilber“ Frauen hinein, die über eine vernelnde Erklärung Asquiths in der Frage des Frauenwahlrechts in sinnlose Witze geraten waren. Der arme Minister hatte nichts zu lachen. Kreisende Weiber — an ihrer Spitze Frau Pankhurst — griffen ihn mit Fingernägeln und Regenschirmen an. Eine besonders aufgeregte junge Dame versetzte ihm kräftig einen Schlag und schrie ihn an: „Sie besteuern Frauen ebenso wie Männer, und doch geben Sie ihnen keine Stimmen!“ Endlich gelang es der Polizei, den bedrohten Asquith in ein Auto hineinzupressen, das, begleitet vom schrillen Getöse der „Holden“: „Feigling! Verräter!“ — ihn schnell in Sicherheit brachte, nachdem noch die „zarte Frauenhand“ einer Suffragette eine Fensterscheibe des Autos zertrümmert hatte.

Sehr zart waren sie nicht gerade besattet, die Suffragetten der Vorkriegszeit. Unter das Schillerische Motto „Da werden Weiber zu Hyänen“ kann man viele ihrer damaligen Schandtaten stellen, die sie unternahmen, um gegen den englischen Staat, der ihnen ihre geforderten Rechte nicht geben wollte, zu demonstrieren. Sie stürmten Versammlungen, attackierten Minister mit Meitpeitschen, gossen Petroleum in Briefkästen, zerschnitten Telephonkabel und setzten Wahllokale in Brand. Sogar vor Bombenattentaten scheuten sie nicht zurück und sprengten das Haus des Schatzkanzlers in die Luft. War dann das Ende des Liebes Gefängnisstrafe, traten sie „hinter Schloß und Riegel“ in den Hungerstreik, bis man sie aus Furcht, sie könnten verhungern, wieder freiließ. Sie erholten sich schnellstens von ihrer Hungerkur und versetzten ihre Mitmenschen wiederum in Aufregung und Schrecken. Es ist wohl nicht verwunderlich, daß sie sich bei ihren Mitmenschen nicht gerade einer großen Beliebtheit erfreuten.

Bezeichnend dafür ist die Begegnung Frau Pankhursts mit dem damaligen Premierminister Lloyd George, der sie seinerzeit wegen Erregung öffentlichen Aergernisses hatte verhaften lassen. „Mister George“, begrüßte ihn Frau Pankhurst, „wenn ich Ihre Frau wäre, würde ich Sie vergiften!“ — „Mistress Pankhurst“, erwiderte lächelnd der Minister, „wenn Sie meine Frau wären, würde ich das Gift nehmen!“ — In langen Parlamentsitzungen saß man zu Rate, „was mit den außer Rand und Band geratenen Weibern“ zu tun sei. Ein ganz vortrefflicher Vorschlag tauchte auf, den man aber leider nicht zur Ausführung gelangen ließ. Man schlug vor, die gewalttätigen Ladies nach der Insel St. Helena zu verfrachten, damit sie sich dort auf 8000 Ader Land austoben könnten. — Wahrscheinlich scheiterte die Sache daran, daß sich für das Schiff mit „dieser holden Ladung“ kein Kapitän finden wollte — wer weiß?

Aber auch Suffragetten lassen sich bekehren. Im vorigen Jahre überraschte ihre bekannte Führerin Silvia Pankhurst die ahnungslose Menschheit mit der Nachricht, daß sie Mutter geworden sei. Sie gab als Erklärung dafür, daß sie

sich schon immer ein Kind gewünscht habe (sie ist 47 Jahre alt), ihre „Arbeit“ hätte ihr aber zur Mutterschaft keine Zeit gelassen. Jetzt steht sie sich am „siegreichen Ende“ ihres Kampfes um die Frauenbewegung und widmet sich voll und ganz ihren Mutterpflichten. Sie ist trotz des Kindes unversehrt geblieben; denn es widerstrebt ihrem Gefühl, daß die Ehe ein Gegenstand gesetzlicher Regelung ist. Nach ihrer Ansicht sollte es den Eheleuten ganz anheimgestellt sein, sich zu trennen, wenn die gegenseitige Zuneigung aufhört.

Wie eigenartig mutet neben dieser Anschauung der Ausdruck an, den sie nach der Geburt des Kindes an die Öffentlichkeit getan hat: „Meine Botschaft an diejenigen, die schöne Kinder wünschen, ist: Liebe der Eltern zueinander, Liebe der Eltern zum Kinde.“

Heute gibt es keine Suffragetten mehr, und die Welt steht auch noch. Letzten Endes hatte vielleicht die Frau recht, die Frau Panthurst fragte, ob „eine gut genährte Köchin ihrem Lande vielleicht nicht bessere Dienste leiste als eine halbverhungerte Märtyrerin!“

Irmaard Taschenbera.

Eine Kirche als Atelier.

Aus Paris wird uns berichtet: Die Kirche Saint-Julien le Pauvre ist eine der schönsten gotischen Kirchen von Paris. Sie ist jetzt Eigentum der griechisch-katholischen Kirchengemeinde. Wenn man diese Kirche besucht, ist man erstaunt, dort eine große Zahl von Personen zu treffen, die vor Staffeleien sitzen und Studien vom Interieur der Kirche machen. Es wird unter Leitung eines Lehrers gearbeitet, und das Innere der Kirche riecht mehr nach Terpentin und Farben als nach Weihrauch. An einem der Pfeiler hängt eine Rundmachung, die besagt, daß man, um die Erlaubnis zum Malen in der Kirche zu erhalten, den Pfarrer aufsuchen muß. Um die Kosten der Erhaltung der Kirche zu decken, hat man sich dieser nämlich entschlossen. Solche Bewilligungen für vier Franc monatlich oder vierzehn Franc jährlich zu erteilen. Von dieser Möglichkeit wird nun eifrig Gebrauch gemacht, und so sieht die Kirche wie ein Maleratelier aus.

Aus unserem Barmherzigkeitskasten.

912.

Es ist bekannt, daß die Kolibris faltergleich um die Blüten schwirren, weil deren süße Honigsäfte einen Hauptbestandteil ihrer Nahrung bilden. Es gibt aber auch Papagaienarten, große farbenprächtige Vögel, die sich von Blütenhonig nähren vor allem die australischen Loris. Sie haben dicke fleischige Zungen, die in ihrem vorderen Teil pinselförmig gestaltet sind. Mit diesem seltsamen Zungenpinsel bürsten die Vögel den Blütenstaub ab und lecken den Pflanzenhonig auf.

913.

Ein Tropfen von wasserreicher Blausäure ist imstande, einen Menschen zu töten.

914.

Eine kräftige Eiche oder Pappel atmet täglich etwa 75 Liter Wasser aus.

915.

Die Insel Kanadia lieferte im Mittelalter jährlich 200 000 Fässer Wein nach Venedig.

916.

Stechbriefe gab es schon im Jahre 25 v. Chr.

917.

Die deutsche Sitte der Sonnenwendfeuer dürfte aus dem Osten stammend zu den Germanen gelangt sein, denn alle orientalischen Völker des Altertums kannten diesen Brauch; bei den Baals- oder Molochsfeuern der Babylonier wurden anfänglich Menschen in die zu Ehren der Gottheit entzündeten Feuer geworfen. Im vorgeschrittenen Kulturstadium begnügte man sich, diese durch Strohpuppen zu ersetzen. In einigen Gegenden Oesterreichs wirft man noch gegenwärtig aus Lumpen und Stroh verfertigte Puppen, welche Hänsel und Gretel genannt werden, in das Sonnenwendfeuer, welches auch deshalb den Namen Johannisfeuer angenommen hat. Dieses wird fast überall von der Dorfjugend durchschritten, übersprungen oder umtanzt. Chaldäer, Assyrier, Phönizier und andere Völker des Ostens taten das gleiche.

918.

Jupiter umläuft die Sonne in 4332½, Saturn in 10 759 Erdentagen oder 11,86 bzw. 29½ Erdjahre.

919.

In Deutschland werden jährlich etwa 25 Milliarden Zigaretten geraucht. Etwa 20 Prozent hiervon kommen nach der Meinung eines Fachmanns auf den Konsum der Damen.

920.

In Deutschland werden zur Zeit jährlich etwa 400 000 Tonnen Benzin (die einen Wert von rund 200 Millionen Goldmark darstellen) eingeführt, während der Verbrauch an Benzol sich nur auf 150 000 Tonnen stellt.

Der Chauffeur, der keine Blumen mag. Es gibt Chauffeure, die absolut kein Verständnis haben für Poesie. Schließlich ist das ja auch nicht ihre Aufgabe. Da war ein junger Mann in Paris, der eine besondere Meinung darüber hatte. Er rief in der Nähe des Luxemburg-Gartens einen Taxichauffeur an — ließ sich mehrere Stunden herumfahren. Zuletzt ließ er vor einem Blumenladen halten. Mit einem Strauß prachtvoller Blumen kam er wieder. Als er zu Hause angelangt war, zeigte der Taximeter 46 Francs 75 Centimes. An Stelle des Geldes bot der junge Mann dem Chauffeur das Bukett an. Der aber war keineswegs über die Blumen erfreut, streckte vielmehr die Hand aus — verlangte sein Geld. Natürlich entstand ein Wortwechsel, der im nächsten Polizeirevier endete, wo der junge Mann dem Kommissar erklärte, daß er mit dem Chauffeur so außerordentlich zufrieden sei. Er habe deshalb für seine letzten 50 Francs ein Bukett für ihn gekauft. Bezahlung mit den herrlichen Blumen, meinte er, sei doch viel schöner und poetischer — als mit schmutzigen Geldscheinen. Aber der Taxichauffeur hatte nun einmal die Eigenschaft, daß er das Geld vorzog. Und so behielt man den jungen Mann erst einmal in Gewahrsam; da man Zweifel hatte, ob sein poetisches Gehirn auch ganz in Ordnung sei.

Edison sucht einen jungen Mann. Edison, der große Erfinder, hat sich oft darüber beklagt, daß es in seinem Fach so wenig kongenialen Nachwuchs gibt. Jetzt ist er auf der Suche nach einer Hilfskraft, die für seine Ideen und Pläne Verständnis genug besitzt, um eines Tages, wenn er nicht mehr lebt, seine Laboratoriumsarbeiten fortzusetzen. Ganz Amerika soll ihm dabei helfen. Die Gouverneure der achtundvierzig Staaten und der Hauptstadt Washington haben den Auftrag erhalten, nach dem Manne zu fahnden, der vielleicht Edisons Nachfolger werden könnte. Diese neunundvierzig Kandidaten, also gewissermaßen die Auslese der amerikanischen Intelligenz, sollen dann von Edison in seinem Laboratorium geprüft werden. Einer wird, hofft Edison, schließlich doch wohl darunter sein, der geschickt genug ist, sein Werk fortzuführen. Vielleicht glückt das Experiment, und man findet einen Edison-Ersatz. Gewagt bleibt es trotzdem, und Edison wird sich vielleicht eines Tages sagen, daß es das einzige Experiment ist, das ihm in seinem Leben mißglückt.

Auch ein Rekord. Aus Amerika wird wieder einmal ein Rekord gemeldet, diesmal aber kein Schnelligkeitsrekord, sondern zur Abwechslung ein — Langsamkeitsrekord, der sicherlich ohne Beispiel dasteht. 65 Jahre sind es her, daß Jim Hopkins, ein Farmer aus der Umgebung von New York, an dem Bürgerkrieg teilnahm und bei dieser Gelegenheit durch Verleihung der Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet wurde. Das heißt, die Medaille bekam er nicht, so viele waren nicht vorrätig. Und so mußte sich Jim Hopkins, wie hundert andere, damit begnügen, daß der Regimentskommandeur ihn von der Tatsache der Auszeichnung in Kenntnis setzte. Der Krieg war zu Ende, aber seine Medaille hatte Jim Hopkins noch immer nicht. Hopkins, der inzwischen geheiratet und andere Sorgen hatte, dachte auch kaum noch daran. Groß war deshalb sein Erstaunen, als eines Tages — es waren seit dem Bürgerkrieg rund 40 Jahre vergangen — ein Beauftragter des Kriegsdepartements bei ihm erschien und ihm in einem schönen Samtetui das Ehrenzeichen überreichte. Leider aber durfte der Veteran die Medaille nicht tragen, weil die Urkunde über die Verleihung noch fehlte. Aber so lange wie auf die Medaille brauchte Hopkins auf die Urkunde nicht zu warten. Denn schon nach 25 Jahren erhielt er das Diplom, das zu seiner Medaille gehörte, zugestellt. Und so darf Hopkins jetzt endlich, in seinem 92. Lebensjahre, eine Auszeichnung tragen, die ihm mit 27 Jahren verliehen worden war.

Fröhliche Ecke.

In einem hin. „Hier am Fenster zieht es schauerhaft... Setz' du dich her, Ostar... du hast ja sowieso schon Rheumatismus!“

„Danke, mein Jungel! Ich bin stolz darauf, daß es einer von meinen Schülern ist, der mich aus dem Wasser gezogen und mir das Leben gerettet hat. Morgen werde ich der ganzen Klasse von deiner edlen Tat erzählen.“

„Tun Sie das lieber nicht, Herr Lehrer, sonst verchauen mich die anderen.“